

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Gesandt an allen Wochentagen
nachmittags.
Telegramm-Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Amt Danja 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
Die Spalte Zeitungslohn 15 Pf.,
bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
Inserate für die fällige Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden aufgegeben
sein. Schluß der Inseratenannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.
Postfachkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Volksstimme“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirch 49, Telephon 1026 — Expedition: Weiskirch 9, Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 15

Mittwoch den 19. Januar 1916

27. Jahrgang

Belagerungszustand und Zensur vor dem Reichstag

Massenverluste der Russen.

Bittere Kritik.

Mit Reden von schneidender Bitterkeit hat der Reichstag seine Tagung vorläufig geschlossen. Es brach unwiderstehlich mit der Gewalt eines Bergstroms aus Wittmanns Rede hervor, was an Verbitterung sich angesammelt hat in dieser ganzen langen Kriegszeit, in der das Wort gebunden und Ketten und Rednern nicht einmal die Freiheit gelassen war, den Nebel zu zeigen, der das freie Wort ersticht. Das unwürdige System der Zensur, die Gewalttätigkeit aufbaut, als läge freies Wachstum vor, dieses System, das den ehrlichen Mann aus Gründen der Selbstachtung nötigt, selbst dort seine Meinung zurückzuhalten, wo sie zugunsten Deutschlands lauten würde, dieses System, das sogar seinen Zweck verfehlt (denn selbstverständlich weiß das Ausland aufs allergenueste, was es ist, wenn deutsche Zeitungen keine Zensururteile aufweisen!), dieses System hat der erste sozialdemokratische Redner mit erschütternder Offenheit beim rechten Namen genannt. Und der zweite Redner, Seine, hat sein Urteil bekräftigt. Das hat doppeltes Gewicht, weil Seine zugleich in einer Reden- und deren stenographischen Wortlaut man abwarten muß, um darüber genau urteilen zu können, schroff und scharf sich gegen „Störer der Einmütigkeit“ in diesem Kriege wandte.

Wenn Reden wirken können, so muß diese Reichstags- sichtigung ihre Wirkung tun. Aber es bleibt bei dem, was hier — nicht als Redaktionsmeinung — wiederholt gesagt wurde: die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hätte anders als durch Reden, sie hätte durch Ausnutzung der Kraft, die durch Anfor- derung der Kriegskredite in ihre Hand gelegt war, die schlimm- sten Dingen entgegenwirken müssen. Ihre Bedingungen mußte sie stellen, die Freigabe des Wortes, die Befreiung und Erörterungsfreiheit der Kriegsziele vor die Bewilligung der Kredite stellen müssen — dann könnte es besser stehen um die politische Freiheit in Deutschland, besser auch um die Kraft, die das Volk zur Erlangung eines Friedens, der nicht neuer Kriegsgefahr bringt, einsehen konnte. Dann auch war der innere Krieg in der Sozialdemokratie gebannt; es konnte sich nicht ereignen, daß Landtagsfraktionen gegen Reichstagsfraktion aufsteht und Landeskommission und Fraktion sich mit Erklä- rungen bedecken.

Einig ist die Sozialdemokratie in der Abweisung der Militärherrschaft über das politische Leben, wie sie trotz der Differenzen in Einzelheiten einig ist im Friedensstreben. Aber diese Einigkeit muß auch Festigkeit im Handeln zeitigen; sonst wird zur berechtigten Notwehr, was im Rahmen unseres Or- ganisationslebens bislang als verwerfliche Störung galt. Ent- weder die Reichstagsfraktion setzt durch, was jedem einzelnen ihrer Mitglieder als Mindestmaß der politischen Freiheit auch in der Kriegszeit erscheint. Oder die Folgen werden schlimm! So kann es nicht weiter gehen, daß der Reichstag schlicht mit Klagen und Wünschen, wie er mit Klagen und Wünschen be- gonnen hat. So oder so: die Reichstagsfraktion muß han- deln!

Kompetenzstreit und Friedensstreben.

Es regnet wieder Erklärungen! Was die Landeskommis- sion der Sozialdemokraten Preußens gegen die Landtagsfrac- tion sagt, haben wir gestern wiedergegeben. Im „Vorwärts“ liest man weiter:

Die Unterzeichneten können als Nichtsnur für ihre Tätig- keit nur das Parteiprogramm und die Beschlüsse der nationalen und internationalen Parteitage anerkennen; sie bestreiten der Landeskommission das Recht, ihr die Politik vorzuschreiben.
Girsch, Dofer, Ab. Hoffmann, Paul Hoffmann,
Liebflecht, Sträbel.

Also Sechse zu Vier. Girsch hat den Platz gewechselt, so kam eine Mehrheit in der Landtagsfraktion zustande.

Saenisch gibt weiter bekannt, die vier Genossen der Minderheit hätten im Abgeordnetenhaus nicht protestieren wollen. Er betont, tatsächlich habe der Reichskanzler sehr deut- lich seine Bereitwilligkeit bekundet, in Friedensverhandlungen einzutreten, sobald die Feinde geneigt sind, sich auf eine für Deutschland annehmbare Grundlage für solche Verhandlungen zu stellen. Das aber hätten sie bis heute nicht getan. „Wenn wir dem Frieden immer noch nicht nähergekommen sind, so tragen also die Regierungen des Viererbundes die Schuld daran, nicht aber die Regierung des Deutschen Reiches. Wer auch dieser die Verantwortung für die Verlängerung des furcht- baren Gemetels zuschiebt, schädigt daher, wenn auch gewiß nicht in der Absicht, so doch in der Wirkung — und auf diese allein kommt es in der Politik an — die Interessen unseres Landes und erschwert die Vorbeiführung des Friedens.“

Zum Schluß: Das Vorgehen der preussischen Fraktions- mehrheit bedeute einen schweren Bruch der heute mehr als je gebotenen Einheitsfront unserer politischen Arbeiterbe- wegung, auch aus diesem Grunde lehne Saenisch jede Mitver-

antwortung für die Politik der preussischen Landtagsfraktion und für die Folgen dieser Politik ab.

Aber lassen wir den Kompetenzstreit. Ob die Politik der preussischen Fraktionsmehrheit gut oder verfehlt ist, das muß sich ja bald zeigen. West sie in den Entente-Ländern das Ver- ständigungsstreben, trägt sie bei, daß endlich die Sozialisten sich zur internationalen Aussprache finden, so ist sie gut. Nicht der Kompetenzstreit, sondern der Erfolg, hier wirklich und buchstäblich der Erfolg, wird entscheiden, ob die preussische Fraktionsmehrheit die bessere Politik trieb.

Einstweilen aber, und sei es nur, um Verdunkelungen zu- ungünstigen Deutschlands zu verhüten, sei verzeichnet, wie „Labour Leader“, das Organ der kleinen unabhängigen Ar- beiterpartei Englands, über die Friedensdebatten im Reichs- tag schrieb. Das sozialistische Blatt ist umgehoben, weil die britische Presse die Debatten zur sozialistischen Friedensinter- vention im Reichstag entstellend wiedergegeben habe. Tatsäch- lich gebe, so heißt es in „Labour Leader“, aus den tonangehe- renden deutschen Zeitungen, wie auch aus neutralen Berichten deutlich hervor, daß, obwohl sie den aufrichtigen Wunsch hegten, die Erörterung von Friedensvorschlägen in Europa zu fördern, der denkende Teil der deutschen bürgerlichen Bevölkerung und des deutschen Meeres in diesem Augenblick von begeisterter Zuversicht durchdrungen und von ihrer militärischen Ueber- lebnheit und ihrem endgültigen Sieg festest überzeugt sei.

Es ist also klar, daß ein großer Teil des deutschen Volkes be- stimmten und zuverlässigen Aufschluß über Kriegsziele und Friedensbedingungen verlangt. Können wir in England nicht vernünftigerweise dieselben Fragen an unsere Regierung richten? Kann man es als unwürdig betrachten, wenn unter atones, unbeflegtes Volk wenigstens darin dem deutschen Bei- spiel folgt, daß es eine öffentliche Debatte über Friedensbe- dingungen im Parlament fordert?

Sowohl, es ist klar: ein großer Teil des deutschen Volkes verlangt zuverlässigen Aufschluß über Kriegsziele und Friedensbedingungen. Aber „Labour Leader“ stellt sich ganz realpolitisch an den Dingen: ihm fällt gar nicht ein, einen allgemeinen Grundsat der Souveränität gegen Annexionen zu proklamieren, geradezu realpolitisch verfährt das Blatt, dessen treffliche Haltung im Krieg die allgemeine Anerken- nung auch der Genossen der deutschen Minderheit errang. Es proklamiert: den Tatsachen ins Auge sehen! — und die Tatsachen sind ihm: Deutschland hat auf dem Lande gesiegt, aber England beherrscht die See: „heller Wahnsinn zu glau- ben, daß Deutschland in Anbetracht der tatsächlichen Erfolge seiner Waffen sich jemals dazu verstehen wird, nach dem Kriege territorial oder wirtschaftlich schlechter zu stehen, als zu Anfang desselben. Auf alle Fälle scheint es sicher, daß Deutschland darauf bestehen wird, ein unabhängiges König- reich Polen als Pufferstaat zwischen sich und dem russischen Kolos in sein Leben zu rufen.“

Also möge „das britische Volk Friedensmöglichkeiten ernsthaft in Erwägung ziehen.“ Eine Konferenz soll durch einen Mittelsmann veranstaltet werden usw.

Können wir in England nicht vernünftigerweise die- selben Fragen (nach den Friedenszielen, wie die deutsche So- zialdemokratie im Reichstag sie stellte) an unsere Regierung stellen?

Können wir es nicht? Und also ist's noch nicht geschehen! Und also ist's nicht an dem, wie einer noch der Mehrheits- erklärung der Preussenfraktion annehmen könnte, als seien die Gemnungen, die den Frieden verhindern, überall gleich stark. Nein, etwas hat Deutschland voraus, Dank der sozial- demokratischen Intervention im Reichstag. Etwas, was „Labour Leader“ als Muster für England hinstellt. Das wollen wir nicht verdunkeln lassen!

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)
Großes Hauptquartier, 18. Jan. (W. V. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Allgemein war die Feuertätigkeit an der Front bei meist klarem Wetter gesteigert. Lens wurde wiederum lebhaft beschossen.

Zwei englische Flugzeuge unterlagen bei Passadenale und Dabicele (Flandern) im Luftkampf. Von den vier Insassen sind drei tot. Ein französisches Flugzeug wurde bei Medevich (Rohenvic) von einem un- serer Flieger abgeschossen. Führer und Beobachter sind gefangen genommen.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Bei Duenhof (südöstlich von Riga) und südlich von Bidsu gelang es den Russen unter dem Schutze der Dunkel- heit und des Schneesturms, vorgeschobene kleine deutsche Postierungen zu überfallen und zu zerstören.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Die gescheiterte russische Offensive.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht vom 18. Januar meldet:

Da auch der gestrige Tag keine besonderen Ereignisse brachte, kann die Neujahrschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front, über die aus naheliegenden militärischen Gründen die Tagesberichte keine eingehenden Angaben brin- gen konnten, als abgeschlossen betrachtet werden. Unsere Waf- fen haben an allen Punkten des 130 Kilometer breiten Schlachtfeldes einen vollen Sieg davongetragen. Unsere über alles Lob erhabene Infanterie, die Trägerin aller Entschei- dungskämpfe, hat — von der Artillerie sehr verständnisvoll und geschickt unterstützt — alle Stellungen gegen eine örtlich oft vielfache Ueberlegenheit behauptet.

Die große Neujahrschlacht im Nordosten Österreichs be- gann am 24. Dezember v. J. und dauerte, nur an einzelnen Tagen durch Kampfpausen unterbrochen, bis zum 15. Januar, also insgesamt 24 Tage lang. Zahlreiche Regimenter fanden in dieser Zeit durch 17 Tage im heftigsten Kampfe. Russische Truppenbefehle, Auslagen von Gefangenen und eine ganze Reihe von amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen aus Petersburg bestätigten, daß die russische Heeresleitung mit der Offensive ihres Südheeres große militärische und politische Zwecke verfolgte. Diesen Absichten entsprachen auch die Menschenmassen, die der Feind gegen unsere Fronten angesetzt hat. Er opferte, ohne irgend einen Erfolg zu erreichen, min- destens

70 000 Mann an Toten und Verwundeten

hin und ließ nahezu 6000 Kämpfer als Gefangene in unserer Hand. Der Truppenzusammenschub nach haben am Sieg in der Neujahrschlacht alle Stämme der Monarchie Anteil. Der Feind zieht neuerlich Verstärkungen nach Ostgalizien.

Somit im Nordosten keine besonderen Ereignisse.

Rückschauend sagt der Kriegsbereichsleiter der „Post, Ztg.“ dazu: Die zu Ende gegangene Neujahrschlacht in Ost- galizien und der Bukowina dauerte insgesamt 24 Tage. An der bessarabischen Grenze begann der erste Angriff am Tage vor Weihnachten. Mit Unterbrechung von zwei Tagen stürmten die Russen hier bis zum 4. Januar. Am 29. Dezember wurde die Offensive auch gegen die Strypafront vorgetragen. Mit Ausnahme eines einzigen Tages kam hier der Kampf eine ganze Woche lang nicht zur Ruhe. Nach drei Tagen Erholung setzte ein neues schweres Ringen auf beiden Frontabschnitten ein. Am Strypaabschnitt kam es verhältnismäßig schnell zum Abschluß, an der bessarabischen Grenze dagegen ging die Schlacht weiter bis zum 15. Januar. Die Zahl der Kampfplage betrug an der Strypa acht, an der bessarabischen Grenze 17, darunter 13 ganz besonders schwere.

Der fernstehende Beobachter, der sich Mühe gab, die Ur- sachen und Ziele der nun gescheiterten langwierigen Massen- angriffe zu erkennen, sah als Hauptbegründung die Absicht, die Italiener zu entlasten, damit diese Truppen nach dem Balkan werfen könnten zur Rettung Montenegros; und weiter Truppen der Mittelmächte vom Balkan wegzuziehen. Auch diese indirekten Ziele hat Rußland nicht erreicht. Es hat die großen Opfer ganz vergebens gebracht. Und da die Front unserer Verbündeten hielt, da es den Russen nicht möglich war, trotz der Zusammenballung der Kräfte zum Vorstoß auf die nach ihrer Meinung empfindlichen Stellen, auch nur an einer Stelle die Front nennenswert einzudrücken, geschweige denn durchzustößen, so ist erst recht aussichtslos, daß sie die ganze langgestreckte Front von Bessarabien bis zur Ostsee mit Erfolg berennen können. Wie im Westen und Süden, so steht im Osten fest der Wall von Stahl und Feuer. Wird diese Erkenntnis nicht endlich den Viererband geneigt machen zu Friedensverhandlungen?

Vom Balkan.

Die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres ist eingeleitet, sie wird allmählich durchgeführt. In Montenegro ist ja ziemlich jeder Mann wehrfähig, und auch viele Frauen. Waffen sind in jedem Hause vorhanden, allerdings viele von Urbater-Feiten her. Die alten Knallbüchsen und Ganttschare wird man den Leuten wohl lassen.

In Italien kann die Presse der Kriegsheer sich kaum fassen vor Horn. Dem König Viktoria wird nachgelagt, er habe Verrat geübt, er liefere das Land den Österreichern aus, weil er insgeheim sich versichert habe, daß für den abzutretenden Kobzen Statari zu Montenegro kommen werde. In der Tat wären König und Regierung Montenegros schon nach dem Balkankrieg zu einer solchen Regelung willig gewesen, aber Italien duldet nicht die Abtretung des Kobzen und darauf erhob Österreich Einspruch gegen die Einbeziehung Statari zu Montenegro. Der Operettenstaat Albanien wurde erfunden. Nach Schweizer Plätzen hofft die Regierung von Montenegro, nach Abschluß der Friedensverhandlungen nach Cetinje zurückzukehren, womit auch äußerlich die endgültige Trennung vom Vierverband dargelegt werde.

Die „Times“ erzählt aus Boris, daß die serbische Regierung binnen kurzem sich in Aix en Provence niederlassen wird. Von Salonik nichts Besonderes. Ueber Valeron hört man nichts, auch von der Forderung an die Entente wegen Räumung des griechischen Territoriums ist's still. Beides waren vermutlich falsche Gerüchte.

Abgeschlagene Russenoffensive an der Kaukasusfront.

Konstantinopel, 18. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) Das Hauptquartier teilt mit: An der Kaukasusfront wurden die Russen, die infolge unserer heftigen Angriffe bedeutende Verluste erlitten, wegen der Verpfändungen, die wir jüngst erhalten haben, gezwungen, ihre Angriffe auf der ganzen Front einzustellen. Trotz der achtstündigen sehr heftigen Angriffsbewegungen seitens weit überlegener feindlicher Kräfte blieb die Lage ohne bedeutende Änderung für uns günstig. Sonst nichts Neues.

Russenanleihe in Amerika.

London, 18. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) „Daily Telegraph“ meldet aus New York unter dem 18. Januar: Ein starkes amerikanisches Syndikat, an dessen Spitze die Guaranty Trust Co. von New York steht, verhandelt mit den sechs kapitalstärksten russischen Banken über eine Anleihe von etwa 100 Millionen Dollars. Sie soll dem amerikanischen Publikum in Form von Aktien angeboten und zu hohem Zinsfuß ausgeben werden. Diese Anleihe soll mit einer anderen von dem gleichen Betrage, über die die National City Bank seit geraumer Zeit verhandelt, kombiniert werden, so daß dieselben amerikanischen Banken an beiden Emissionen interessiert sind. Entscheidungen sind noch nicht erzielt.

Italiens Wirtschaftsforgen.

Bern, 18. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) Der Abgeordnete Bis-solati teilte dem römischen Vertreter der Zeitung „Morning Post“ mit: Italien werde den Krieg nicht fortzuführen können, da die Engländer nicht verstanden, daß die norditalienischen Fabriken schließen müßten und Tausende arbeitslos gemacht würden, wenn nicht England endlich Kohlen zu annehmbaren Preisen liefere.

Bern, 18. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) Die Mailänder Blätter enthalten die Nachricht, daß der Reichsverweser gestern einen Erlass unterzeichnet habe, nach welchem die Strafenbeleuchtung jeder Art auf die Hälfte des bisherigen Maßes beschränkt werden soll. Ein weiterer Erlass des Reichsverwesers verfügt Erleichterungen für eine Anlage von Wasserkraft-Stationen zur Erzeugung elektrischer Kraft.

Vigano, 19. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) Die radikalen Blätter fordern die Regierung auf, auf einen engeren wirtschaftlichen und finanziellen Ausbau des Vierverbandes zu dringen, insbesondere mit England bestimmte Abmachungen zu treffen. Italien werde damit kein Privileg erlangen, sondern nur einen Nutzen, der im Interesse der ganzen Entente liege. Es wäre besser gewesen, wenn die Parteien in Italien vor der Intervention Italiens im Weltkrieg derartige wirtschaftliche Vorbedingungen gefordert hätten.

Mailand, 18. Jan. (W. B. Nichtamtlich.) Laut „Corriere della Sera“ brach in Valle Parina, in der Provinz Bergamo, eine entsetzliche Feuersbrunst aus, die seit zwei Tagen anhält und sich über vierzehn Kilometer erstreckt. Die Bevölkerung ist in großen Schrecken versetzt.

Musolini führt England.

Der „Popolo d'Italia“, das Heftblatt des Sozialisten Musolini, setzt sich in einem Leitartikel das Ziel, die Entente aus ihrem Schlaf aufzuwecken. In diesem Zweck sucht der Verfasser nicht, sogar bittere und schmerzliche Wahrheiten zu sagen. Es sei Zeit, daß die Entente nicht mehr schlaf, denn sie spiele in diesem Kriege um ihre Existenz. Das Blatt fragt, warum es der Entente bisher noch nicht gelang, Deutschland zu besiegen. Alle Chancen des Sieges befanden sich auf Seiten der Entente. Die Schuld an den Mißerfolgen trügen die Staatsmänner und ganz besonders die englischen. Bisher hatten diese Angst vor der Wehrpflicht. Ihre Lösung war, viel Geld, aber wenig Blut. So haben sie nicht ein, wie schlimm die Lage sei. Der Einmarsch in Polen, das Ende Serbiens, der Dardanellenkrieg, die Bedrohung Saloniks und Aegyptens und der Todesstoß Montenegros mußten sie zur Besinnung bringen. Am Anfang des Krieges hofften die Engländer viel von Russland, dann glaubten sie, Deutschland könne durch Hunger überwältigt werden, und noch später sei von den Engländern der Pluss eines großen Heeres erfunden worden, das im Frühjahr 1915 die deutschen Linien in Belgien wie Pulver zerreiben sollte. Nach diesem Pluss sei der Kupferpluss aufkommen. Wochen und Wochen hindurch las man in allen großen Zeitungen, Deutschland habe kein Kupfer mehr und könne daher keine Geschosse mehr anfertigen. Gerade aber zu jener Zeit stellte Deutschland ganze Verräte von Geschossen her, von denen die Russen in Galizien und Polen auf Grund ihrer Erfahrungen am eigenen Leibe etwas erzählen könnten. Man dürfe auch den Pluss von der Einnahme Konstantinopels nicht vergessen, den der arme Churchill erfunden hat. Von Zeit zu Zeit las man in den Zeitungen und hörte im englischen Parlament, daß der Sieg an den Dardanellen nahe bevorstünde. Dieser Sieg sei schließlich dadurch erreicht worden, daß man sich wieder einschiffte. Heute klammerte man sich in England wiederum an Hoffnungen, nämlich an das Ergebnis eines wirtschaftlichen Boykotts Deutschlands. Es gäbe immer noch Leute, die meinten, Deutschland könne durch Mangel an Gold nidergerungen werden. Man sollte auf diese Illusionen verzichten. Deutschland könne auf keine andere Weise, als durch Soldaten besiegt werden. Außerhalb dieser Wahrheit gäbe es keine Rettung. Das möge man sich in England, aber auch in Italien merken. Die Völker der Entente erwarteten vor Ende des Herbstes 1916 einen Erfolg. Wenn bis dahin ein großer, unbestrittener Erfolg errungen sein werde, dann würden die alliierten Nationen mit Ruhe dem dritten Winterfeldzug entgegenstehen. Aber dieser Erfolg sei notwendig, dafür sollten die Minister sorgen und sich darüber einigen.

Eine türkische Friedensversammlung in London.

Am 10. Januar fand im Vereinshaus der Quäker, Wiltshirg, London (St. Zentral), eine Friedensversammlung statt, die folgenden charakteristischen Verlauf nahm: Als Redner trat Roden Buxton auf, ein Mitglied der Vereinigung für Demokratisierung der auswärtigen Politik. Diese Vereinigung ist keineswegs deutschfreundlich, aber sie befürwortet eine gewisse Verständigung der ökonomischen Bedürfnisse Deutschlands, wie sie Herr Porel in seinen Schriften verteidigt.

Buxtons Thema war: „Der Krieg und die Friedensprobleme“ (National, Wirtschaft, und Geopolitische Probleme). Als der Redner sich erhoben hatte, um mit der Behandlung seines Themas zu beginnen, rief Richard Mober, der Führer des „Anti-deutschen Bundes“, in den Saal hinein: „Sie, Herr Buxton, wollen uns unter dem Deckmantel der Religion den Progressivismus predigen. Sie sind ein Verräter. Wir haben Sie schon einmal sprechen hören. Man müßte sie aufknüpfen.“ Mober's Worte wurden mit starkem Beifall aufgenommen. Es waren offenbar viele Mitglieder des Anti-deutschen Bundes in der Versammlung anwesend.

Der Vorsitzende Henry Harris ersuchte die Versammlung, die Ordnung zu wahren und den Redner nicht zu unterbrechen. Aber viele der Versammelten riefen: „Nein, wir wollen ihn nicht hören. Er müßte geschlagen werden.“ Hat er nicht Lloyd Georges Versammlungen unterbrochen?“

Buxton: „Dies habe ich nie getan. Ich bitte Sie, mich anzu-

hören. (Rufe: Nein! Sie sind ein schmutziger Verräter!) Die Opponenten haben ja Gelegenheit, in der Diskussion das Wort zu ergreifen. Ich will ihnen gerne Rede und Antwort stehen. (Rufe: Ja, zugunsten Deutschlands. Zusammen mit Sir Robert Crompton in Berlin. Sie sind kein Mitschuldiger!) Buxton: „Ich habe nie mit Casement etwas zu tun gehabt. Ich sympathisierte gar nicht mit ihm. Lassen Sie mich doch sprechen. Die Frage der Militärmacht Deutschlands muß im Zusammenhang mit der Seemacht Englands behandelt werden. (Unterbrechungen und Tumult. Rufe: Erzählen Sie dies den Deutschen. Sie sind ein niederträchtiger Lügner und schmutziger Verräter. Machen Sie, daß Sie nach Berlin kommen!)“

Buxton: „Wenn Frankreich über Fragen der wirtschaftlichen Ausbeutung Deutsch... (Stürmische Unterbrechungen: In Frankreich würde man solche Leute wie Sie garnicht dulden. Wie steht's mit Morel? Warum verließ er Frankreich?) Buxton: „Man muß doch diese Frage im Zusammenhang betrachten. (Rufe: Man muß doch wissen, daß Sie hier als Freund Deutschlands sprechen.)“ Buxton: „Die Großmächte müssen einander Zugeständnisse machen.“ (Mehrere Soldaten erschienen in der Versammlung und riefen: „Zugeständnisse an Deutschland? Was verstehen Sie darunter?“)

Buxton: „Wenn die Schutzgeldbewegung, die jetzt wieder stark auflebt, um eine wirtschaftliche Allianz...“ (Rufe: Eine Allianz zwischen Ihnen und Deutschland.)

Buxton: „Um unsere freihändlerische Ueberlieferungen zu retten und die wirtschaftlichen Interessen des britischen Reiches zu fördern...“ (Rufe: Nehmen Sie das britische Reich nicht in Ihren Mund. Sprechen wir von ökonomischer Ausbeutung, wenn der Krieg gewonnen ist.“ Tumult und Rufe: „Buxton darf nicht mehr sprechen. Er und seine Gleichgesinnten sind von Herrn George Cabburn, dem großen Kakaofabrikanten, bezahlt. Sie und Ihre Genossen sind Heilige und schmutzige Schufungen.“) Buxton: „Auch die Frage der Freiheit der Meere muß erwogen werden; dann könnten wir auf deutsche Zugeständnisse rechnen.“ (Rufe: „Freiheit der Meere, damit die Deutschen die „Lusitania“ versenken könnten!“)

Buxton: „Wir könnten auch eine Einschränkung der Flottenrüstungen erlangen.“ (Stürmische Unterbrechungen. Rufe: „Es lebe die Konstriktion!“ Buxton ist kein Engländer. Er müßte gehängt werden. Sagen wir alle: Gott erhalte unseren gnädigen König.“)

Da es für Buxton ganz unmöglich war, seinen Vortrag zu halten, schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Die polnischen Sozialdemokraten und der Polenklub.

Ueber die Beweggründe, die die Leitung der polnischen Sozialisten Österreichs veranlaßt haben, die Mitglieder des parlamentarischen Klubs der Sozialdemokraten aufzufordern, dem Polenklub beizutreten, schreibt das Zentralorgan der polnischen sozialdemokratischen Partei „Narod“:

Nach zweitägigen ungemein gründlichen Beratungen hat unsere oberste Parteileitung beschlossen, die polnischen sozialistischen Abgeordneten aufzufordern, dem Polenklub beizutreten. Nach einem vierteljahrhundertelangen Kampf gegen die Politik des Polenklubs hat der Beschluß der Partei einen tiefen Eindruck in ganz Polen und außerhalb desselben hervorgerufen und wird zur tieferen Betrachtung der nationalen Lebensbedingungen zwingen, die eine Vereinigung der bisherigen Gegensätze zur Notwendigkeit, zur Staatsraison und zu einer Förderung des aufrichtigen, ehrlichen Patriotismus gemacht haben.

Die Arbeiterpartei, deren Parteivertretung beschlossen hat, die sozialistischen Abgeordneten aufzufordern, sich den Abgeordneten der bestehenden Klubs anzuschließen, ist da wieder einer noch so feingespinnnen Intrigue gefolgt, nach der sie den Beschluß in einem Augenblick der Schwäche oder des Misstrauens zu sich und zu der Nation gefolgt. Die Arbeiterpartei hat sich vielmehr des größten Opfers fähig erwiesen, das darin besteht, daß man allen Momenten, die zur Zeit des Friedens berechtigterweise ungetrennt haben, stillschweigend aufgelegt hat, um für das nationale Ganze die größte gemeinsame Kraft zu schaffen; um den mächtigen Ausdruck der Solidarität der Nation zu erlangen, mußte der Kampf innerhalb der Nation in der Gegenwart aufhören. Und doch darf niemand vergessen, daß Kampf die Tradition dieser Arbeiterorganisation war, daß sie geboren ist und gewachsen war durch die mutige Bekämpfung der größten Weltpotenzen.

Seit dem Moment aber, da unsere Partei den Widerstand entworfen war, hat sie eingesehen, daß die Freiheit der Nation das wesentliche Ziel der Bestrebungen des polnischen Proletariats sein muß. Das Wort von „dem völkerverfeindenden Sozialismus“ war in unserem Munde nie eine Phrase, sondern enthielt mächtig die wichtigsten Bestandteile unseres geistigen Lebens. Die Arbeiter sind für die Freiheit des Vaterlandes in den Krieg gezogen, sie haben Zehntausende der tapfersten, heldenmütigen polnischen Infanterie gestellt. Und sie haben es mit Bewußtsein und mit Ueberlegung als etwas Notwendiges und Gutes, als etwas Liebgewonnenes und seit langen Jahren Vorbereitetes getan. Damit dieses Blut nicht vergeudet werde, damit aus ihm das neue

Seuilleton.

Der Gefangene.

Russische Skizze von Karl K. Zabajerna.
Uebersetzt von H. Hesse (Sossendorfer).

Ritten in der stillsten, friedlichsten Gegend lag St. Michel am Strande des Sunds, rings umgeben von der sandigen Ebene.

Vom Hügel beim Leuchtturm im Osten der Stadt erklangen bei sinkender Dämmerung die schleppenden Töne eines ländlichen Kupferinstruments, wie das einsamstehende Gitterglocke einer Sinfonie.

Und kurz darauf kamen die Kinder mit klingenden Glöckchen von der Weide, gefolgt von den kleinen Vögeln — die hatten die Gassen über die staubigen Waden und gebräunten Anie hoch aufgeschlagen.

Die Mägde waren vorn bei der Herde beschäftigt, und jede führte ihre zu meckende Kuh zur Seite, bis endlich die beiden letzten an der Reihe waren, die sich mitten auf dem großen Blase verhielten hatten und noch schnell ein Grasbüschel ausreißten, um es zu fressen, während sie gemolken wurden.

Im Militärgefängnis, das am südlichen Rande der Stadt lag, wurde der übliche Abendpöbel gehalten — die Gefangenen wurden aufgerufen, und die Posten zogen auf. Ketten klirren, und die Soldaten riefen das Stichwort.

Das Gefängnis war ein gelbes, zweistöckiges Gebäude, mit Mauern umgeben, und drängte sich auf einer Seite zu dem grünen Wirtshaus, während es auf der anderen — nach dem großen Blase, wo das von der Hitze braun gedörrte Gras seine mageren Saline durch den Sand reichte — drohend das massive Portal des Eingangs zeigte.

Ein wenig höher in der breiten Straße, die auf die sandige Ebene führte, am Eingange zur Stadt, lag die Rosafaserne — ein langgestreckter, sehr niedriger Holzbau. Im Inneren befanden die Soldaten vom Don schweremütig ihre weiten Steppen und wilden Ritten. Man hörte es in der Stadt, und die Leute sagten:

„Es gibt bald Regen. Hört nur, die Rosafen singen!“

Im dem oberen Stockwerk an der Nordwestseite des Gefängnisses, in dem für die Schuldgefangenen bestimmten Teile,

stand Heikki Syttönen am Fenster. Im Westen verglomm das Abendrot, und er konnte die milde Luft in aller Ruhe atmen, denn diese Gefangenen wurden nicht sehr streng behandelt. Sie wurden nicht als schwere Verbrecher betrachtet, und daher war auch das Fenster nur angelehnt, hinter dem er sinnend stand.

Morgen war seine Strafe zu Ende, und er konnte zu seinem Güter nach Viessamaki zurückkehren und das Heu einfahren. So unheimlich verfolgte ihn der Bräutigamseinschneider wegen seiner zwangig Mark.

Zuerst hatte Heikki Syttönen über die Hartnäckigkeit seines Gläubigers geklagt, der ihn ins Gefängnis werfen ließ, gerade in dem Augenblicke, da er auf dem Hofe nötig war. Dann aber hatte er sich beruhigt. Was lag ihm denn im Grunde daran, ob er im Gefängnis saß? Das tat seiner Ehre gar keinen Abbruch. Uebrigens würden sein Weib und sein Junge auch allein fertig werden.

Und er, nun, war es denn nicht, als sei er auf Tagelohn gegangen? War es nicht genau daselbe?

Und morgen hat er nun seine Schuld bezahlt! Er freut sich schon im Voraus. Was für eine sonderbare Art und Weise, sich so bezahlt zu machen!

Nun, schließlich war das ja Sache des Bräutigamseinschneiders, nicht seine...

Er streckte die steifgewordenen Beine. Ja, bald würde er nun wieder zu Hause sein und mit der Sense in den Händen auf der großen Weide stehen, die sein Güterchen rings umgibt — sicher ist die ja noch nicht gemäht.

Es war seit seiner Einkerkierung zum ersten Male, daß er an seine Freiheit dachte. Was hätte es ihm ja auch genützt, schon eher davon zu träumen? Das jetzt, da ihm die erste Freiheit so nahe winkte, regte sich ein Wunsch in ihm, ein qualvoller Wunsch: wenn er doch nur etwas Tabak hätte.

Seitdem er im Gefängnis saß, hatte er nicht einmal Tabak gerochen. Das war ihm die härteste Entbehrung. Und je mehr seine Gedanken zu der Hütte zurückkehrten, zu seinem Weib und den sechs Kleinen, lag er sich selbst immer deutlicher nach dem Abendbrot auf der Türschwelle hin.

Und natürlich rauchte er! Gewiß! Und sogar kräftig, daß der Tabak in dem alten Gipskopf seiner Pfeife knisterte und die vom unmerklichen Abendhauch fortgetragenen Rauchwolken sich in langen, weißlichen Streifen über das Stall-

doch emporschlangen. Dies Bild stand ihm so deutlich vor Augen, daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief und seine Lippen sich bewegten.

Als die Schildwache aufzog, kam der Kosak Jwan Kusnakov an die Nordwestecke der Mauer vor das gestreifte Schilderhaus. Solange die Patrouille in der Nähe kam und ging, maß er seine vierzig Schritte vor dem Schilderhaus mit vorgeschriebener Regelmäßigkeit ab, die leichte Kosakenlinie auf der Schulter. Doch als die hellen Gewehrläufe zum letzten Male im Abendrot aufleuchteten und endlich verschwunden waren, lebte er das Gewehr an die nahe Mauer, lockerte den Gürtel seiner Uniform ein wenig und setzte sich mit lang ausgestreckten Beinen ins Schilderhaus.

Es war nicht sehr angenehm, Kosak zu sein. Mit gedämpfter Stimme begann er die Nationallieder zu summen, die seine Kameraden in der Kaserne sangen. Und seine Gedanken schweiften durch eine weite Steppe, wo ein graugelber Fluß seine Fluten dahinwälzte... schwer und langsam, doch so sanft, so vertraut, wie dem Menschen nur ein Fluß des Heimatlandes vertraut sein kann.

Vor drei Jahren hatte er als 18-jähriger Burtsche den Don verlassen. Seitdem lag er in St. Michel in Garnison, in fremdem Lande, und in diesen drei Jahren hatte er in der Landesprache fluchen gelernt und das war alles, was er davon wußte. Der Kosak hatte hier leichten Dienst: vor dem Gefängnis auf Wache stehen, ab und zu Wandern, und selten eine Reitleitung.

Doch obgleich er sich nicht beklagen konnte, lockte doch sein feuriges Blut sehr oft vor Ungeduld, ganz besonders in den langen, einsamen Stunden, während er im vorgeschriebenen Schritte vor dem Schilderhaus auf und ab ging, während die lichte Klarheit der nördlichen Nacht das kleine Städtchen in tiefes Schweigen hüllte.

In diesen langen, stillen Nächten, da ringsumher alles schlief, da kein Blätterchen sich regte, und er kein Auge schließen durfte, wollte er sich nicht strengster Strafe aussetzen — dann kam das Geheimnis der Freiheit so bestig über ihn, daß ihn förmlich dürstete nach einer Ablenkung, nach einem Abenteuer.

An diesem Abend hatte er fast unbewußt eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand. Außerdem spähte er nach allen Seiten. Wenn doch wenigstens die Gefangenen einen Ab-